

**Rezension zu: Auer, Peter / Hausendorf, Heiko (Hgg.),
Kommunikation in gesellschaftlichen Umbruchsituationen.
Mikroanalytische Aspekte des sprachlichen und gesellschaftlichen
Wandels in den Neuen Bundesländern.
Tübingen: Max Niemeyer Verlag 2000.**

Johannes Schwitalla

Nach einigen separat erschienenen Aufsätzen (z.B. Ylönen 1992, mehrere Aufsätze in Czyzewski et al. 1995) ist dies nun der erste Sammelband, dessen Beiträge sich auf die verbale Interaktion im Ost-West-Vergleich konzentrieren. Die beiden Herausgeber skizzieren in ihrer Einführung die Hauptrichtungen der linguistischen Beschäftigung zum sprachlichen Wandel in den neuen Ländern und zu sprachlich-kommunikativen Verhaltensweisen der Ost- und Westdeutschen. Zurecht weisen sie darauf hin, dass vor allem die Lexik untersucht wurde, während ihr Band mit zwei Ausnahmen Untersuchungen zur Interaktion *face to face* versammelt. Sie zweifeln an der mehrfach behaupteten strikten Trennung zwischen privater Kommunikation und der "Staatsundparteisprache" und berufen sich dabei auch auf ostdeutsche Beobachter (S.5). Die Literaturliste wäre eine ideale Zusammenstellung der Arbeiten auf diesem Gebiet, wenn nicht 18 im Aufsatz erwähnte Literaturverweise fehlten.

Gerd Antos, Jörg Palm und Stefan Richter zeigen an zwei Beratungsgesprächen, dass westdeutsche Berater in Beratungsveranstaltungen ostdeutscher Zeitungen eher zum Muster 'Beratung' tendieren, ostdeutsche Berater dagegen eher zum Muster 'Auskunftgeben'. Beim Auskunftgeben reduziert man die Problemlage auf einen Aspekt und gestaltet die Problemlösung als eine Handlungsanweisung. In beiden analysierten Gesprächen ratifizieren die Ratsucher den gegebenen Rat bzw. die Auskunft nicht (sprechend sind die allerersten Antworten mit den Interjektionen *ohje* und *aha*). Die Autoren begründen die unterschiedliche Definition des Kommunikationszieles damit, dass in der früheren DDR Beratungen nicht in offiziellen, sondern nur in privaten, jedenfalls der Politik entzogenen Situationen vorgekommen seien und dass Beratungen in vielen Fällen (z.B. beim Kauf eines Autos) auch gar nicht sinnvoll gewesen sei. Die Materialbasis sind 350 Beratungsgespräche (ca. 40 Stunden). Man hätte gerne gewusst, wie viele westdeutsche Berater tatsächlich die Beratungsstrategie und wie viele ostdeutsche Berater die Auskunftstrategie gewählt haben. Unterschiedliche sprachliche Verhaltensweisen spielen in dem Aufsatz sonst keine Rolle.

Karin Birkner und Friederike Kern berichten vom Sprachverhalten Ost- und Westdeutscher in authentischen Bewerbungsgesprächen und in 27 Rollenspielen. Sie zeigen, dass Ostdeutsche stärker genötigt sind, ihre Lebensumstände vor der Wende zu explizieren (mit der Chance, sich als Regimegegner darstellen zu können); dass Westdeutsche ihre Biografien anhand eigener Entscheidungen und Anstrengungen kohärent machten (S.51) und mithilfe von Listenformulierungen ganz konkret werden (S.75), während Ostdeutsche weniger von sich als von allgemeinen Berufsanforderungen sprachen (zum Text S.61 wäre nachzutragen: mehr mit Indefinitpronomen als mit *ich*) und nur sehr zögerlich sich selbst positiv bewerten. Außerdem reagieren Ostdeutsche auf kritische Vorhaltungen der Interviewer zunächst mit Zustimmung, dann erst mit Widerspruch in abgeschwächter Form,

während Westdeutsche sofort und direkt widersprechen. Ostdeutsche decken aber in einer Art trotzigem Widerstands verschleierte Beschreibungen westdeutscher Interviewer auf. Eine in Auer/Birkner/Kern (1997) gemachte frühere Beobachtung, nämlich dass Ostdeutsche eher als Westdeutsche Schwierigkeiten haben, ihre Arbeit mit den Lexemen *Spaß*, *Interesse*, *Reiz* zu verbinden, können sie nun nicht mehr bestätigen. Hier zeigt sich also schon etwas von der lexikalischen Anpassung der Ostdeutschen. Methodisch gesehen verbinden Birkner/Kern Gesprächsanalysen ausgewählter Textabschnitte mit den Aussagen der Untersuchten in ethnografischen Interviews.

Heiko Hausendorf diskutiert Formen der sozialen Kategorisierung von Ost- und Westdeutschen, zuerst nach dem Grad der Expliztheit (z.B. unauffällig durch personale, temporale, lokale Deixis, Konnotation; offen durch Prädikation und starke Wertung), danach hinsichtlich moralisch wertender Selbst- und Fremdkategorisierungen. Dazu gehören stark positive Selbst- und stark negativ wertende Fremdbeschreibung, Wir-Sie-Gegenüberstellungen, starke Metaphorik (hinzuzufügen wäre: fingiertes Fremdzitat, S.101, Z.1). Außerdem beschreibt Hausendorf den interaktiven Prozess gegenseitig sich bestärkender sozialer Identität in einer ostdeutschen Gruppe, dem Material entsprechend differenziert nach den unterschiedlichen Rollen der Sprecher/innen. Die wichtigsten Verfahren sind: Wiederholungen wichtiger Selbstkategorisierungen (*Selbstbewusstsein*, *Selbstvertrauen*), die Übersteigerung eigener Ansprüche (die Westdeutschen sollten vor den Ostdeutschen auf die Kniee fallen) und am Schluss die Formulierung einer eigenen Aufgabe. Für weiter gehende Untersuchungen zur sozialen Kategorisierung von Ost- und Westdeutschen verweist Hausendorf auf seine kürzlich erschienene Monographie zum Thema (Hausendorf 2000).

Ingwer Paul beschreibt anhand einiger Ausschnitte der Talkshow "Talk im Turm" von 1992, wie die von vornherein schief angelegte Teilnehmerkonstellation (fünf, durch berufliche Stellung "hochkarätige" Westler gegenüber einem ostdeutschen Gewerkschaftsvertreter) und die von allen, auch vom kritischen West-Wissenschaftler (S.104) vorausgesetzte West-Perspektive mehrere scharfe Störmanöver des Ostdeutschen provozieren. Die unterschwellige Westperspektive zeigt sich im Pronomen *wir* und im Adjektiv *deutsch* mit der inhaltlichen Festlegung auf 'Westdeutschland' (S.121ff.) und in Stereotypen ('die Westler sind die Geber und die Aktiven, die Ostler sind die Empfänger'). Der ostdeutsche Beteiligte stilisiert sich als Außenseiter (*in dieser erlauchten Runde*); nur er wählt sich selbst zum Sprecher; nur er unterbricht; nur er bringt übertriebene Kritik (*die gesamte Regierung hat nichts gemacht*); nur er spricht spöttisch und sarkastisch (*wir ändern erst mal das Grundgesetz*), nur er macht einen Tabubruch (Mannesmann gründe seine Eigentumsansprüche letztlich auf Auschwitz-Verbrechen). Interessant ist, dass zwar seine Invektive beim Publikum ankommt, dass aber die westdeutschen Teilnehmer auf seine Hochwertformel (ein Zitat von Gorki: *ein Mensch, wie stolz das klingt*) nicht eingehen. Die westdeutsche Seite greift zu interaktiven (Redeerteilung) und zu moralischen Gegenmaßnahmen (Metakommunikation über den Diskussionsstil) und zwingt dem Ostdeutschen ein Bekenntnis zum Fahnenwort *Marktwirtschaft* ab (übrigens auch hier: fingiertes Fremdzitat als Stereotyp, S.144, Z.215f.). Zum Schluss demonstriert ein westdeutscher Teilnehmer (Lothar Späth) noch einmal den überlegenen Standpunkt des Westdeutschen, der ungebeten Ratschläge erteilt.

Peter Auer geht der Frage nach, ob sich mit dem Abstand zur Wende auch die sprachlich-stilistischen Formulierungsgewohnheiten in halb-öffentlichen Situationen verändert haben. Für die DDR-Zeit greift er hauptsächlich auf die von Erika Runge schon 1971 veröffentlichten, aber redigierten Interviews in "Reise nach Rostock" zurück; für die Zeit kurz nach der Wende (1992) auf Rollenspiele für Bewerbungsgespräche mit eher konservativen, in der DDR schon berufstätigen Bewerbern; für 1995 auf authentische Bewerbungsgespräche mit jüngeren Bewerbern. Das sind natürlich keine ideal vergleichbaren Korpora, aber es zeigen sich interessante Entwicklungen: 1992 sind noch viele stilistischen Formulierungen, die für die Funktionsträger des Jahres 1971 typisch waren, vorhanden (Routineformeln mit einem Verb des Sagens, fehlende Movierung bei Berufsbezeichnungen, lexikalische Doppelausdrücke, Funktionsverbgefüge, Substantivierungen und komplexe Nominalphrasen, *man* statt *ich*), aber schon nicht mehr das früher häufige Possessivpronomen *unser* + Name einer Institution. Alle diese sprachlichen Merkmale verschwinden aber in den Gesprächen von 1995 fast vollständig, außer dem Indefinitpronomen *man*; nur 3 von 20 Sprechern haben noch Funktionsverbgefüge und Substantivierungen. Auer erklärt dies als "zunehmende Konvergenz auf die westdeutschen stilistischen Konventionen hin" (S.174).

Ursula Bredel beschreibt Besonderheiten des Erzählens von Ostberlinerinnen und -berlinern in der Zeit des "Umbruchs" (zum Terminus auch N. Dittmar im gleichen Band) anhand zweier narrativer Texte, die sie schon in ihrem Buch "Erzählen im Umbruch" (Tübingen 1999) analysiert hatte. Zuerst nennt Bredel knapp und präzise die für eine linguistische Erzähltheorie relevanten Kategorien (S.177-181, man könnte sie gut Studierenden als erste Vorbereitung zum Thema empfehlen; mich stört nur der Terminus "Erzählhintergrund" für Wissensbestände aus der aktuellen Erzählsituation, weil mit 'Vorder-' und 'Hintergrund' seit Weinrichs *Tempus*-Buch fokussierte und nebenher mitgeteilte Ereignisse *im* Erzählrahmen gemeint sind). Dann untersucht Bredel die Darstellung einer Frau, wie sie nur sehr widerwillig ihr damaliges Begrüßungsgeld einlöste, entlang eines (richtig, wie ich finde, anders als 1999) *berichtförmigen* Gerüsts, das aber von typischen sprachlichen Durchführungsformen von Alltagserzählungen unterbrochen wird (Abstract, Coda, innere Rede, wertende Darstellung aus der damaligen Perspektive). Die Verwendung solcher erzählerischer Formen für narrative oder reflexive Darstellungen, die an die Erzählsituation gebunden sind, nennt Bredel "narrative Konversion", wie schon in Bredel (1999:87). Der zweite Text ist deshalb so interessant, weil hier, wie auch in einem anderen Text aus Bredels Material von 1999, die Öffnung der Mauer als etwas Angstauslösendes geschildert wird. Diese für Westler, vielleicht auch für manche Ostler, jedenfalls im zeitlichen Abstand immer erklärungsbedürftigere psychische Reaktion bearbeitet die Sprecherin durch mehrere Schübe von Erklärungen, wobei sie zwei typische Erzählelemente verwendet (innere Rede, szenisches Präsens = "narrative Konversion"). Wie in der (zum großen Teil wörtlich gleichen) Interpretation von 1999 wird aber nicht gefragt, ob die langen Erläuterungen vielleicht nicht auf ein *recipient design* zurückgehen (die Interviewerin war zwar Ostdeutsche, aber das Interview wurde erklärtermaßen für ein Seminar in der FU aufgenommen). Die Gegenüberstellung von Alltagserzählungen und Umbruchserzählungen (S.195) lässt die Frage aufkommen, ob man solche mehr berichtförmige narrative Darstellungen in einer formellen Situation mit dem Erzähler als Opfer oder Beobachter mit privaten

Alltagserzählungen wirklich vergleichen kann (es gibt in Bredel 1999:134ff. nur eine "richtige", mehrepisodige Alltagserzählung einer Ostberlinerin, die davon handelt, wie die Erzählerin gegen alle Westberliner Widrigkeiten den Weg zu ihrer Tante gefunden hat).

Norbert Dittmar diskutiert die Begriffe 'Wende', 'Revolution' und 'Umbruch' für die politischen Veränderungen in der ehemaligen DDR nach dem 9. November 1989 und entscheidet sich für den letzten als den am besten passenden Begriff. Dann stellt er sein Korpus vor, das aus 31 Interviews mit Ostberliner/innen und 21 Westberliner/innen besteht (gegliedert nach Alter, Geschlecht, Beruf). Nach zunächst allgemeinen Charakterisierungen sprachlicher Formen in der Zeit des Umbruchs (S.210) und einigen inhaltlichen Differenzen zwischen Ost- und Westsprechern in diesen Interviews konzentriert er sich auf die Frequenz der Modalpartikel *halt* in ihrem Kontrast zu *eben*. Dazu zeichnet er kurz die Forschung zu Modalpartikeln überhaupt nach und interpretiert (wie Elke Hentschel) *halt* als "Weichmacher des härteren *eben*" (S.220). Die Auszählungen zeigen, dass *halt* mehr von Westberlinern als von Ostberlinern gebraucht wird; bei beiden eher von solchen, die jung, karrierebewusst und *lifestyle*-orientiert sind. Damit bekommt Dittmar auch eine Erklärung für die allmähliche Zunahme von *halt* in Berlin. Es ist ein "symbolischer Indikator für die Integration in die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse" (S.228). Metasprachliche Äußerungen von Ostberlinern über *eben* und *halt* bestätigen diese Interpretation.

Die letzten beiden Aufsätze befassen sich mit geschriebenen Texten. Gregor Hoffmann analysiert unterschiedliche Textsorten zum 1. Mai aus dem "Neuen Deutschland" in den Zeiträumen von 1946-50 und 1985-89. Nach einer langen theoretischen Einführung zur politischen Funktion des 1. Mais, der Ritualität der sprachlichen und nichtsprachlichen Symbole und zur Methode (Inhaltsanalyse) präsentiert er jeweils einen Text und gibt die Analyseergebnisse anhand eines systematisierten Analyseschemas wieder. Nur der erste Text (ein Aufruf?, eine Erklärung? des Rektors der Berliner Universität von 1946) wird in extenso nach dem Fragenkatalog analysiert. Hoffmann konzentriert sich auf die Lexik und die thematische Entfaltung und muss dadurch natürlich Vieles beiseite lassen, was eine traditionelle Stilanalyse erfassen würde (im ersten Text z.B. Alliteration, Satztypen, Substantivierungen, Häufung, veraltete Lexik (*Unterpfand*) u.a.). Manchem möchte man widersprechen (*schon im heller werdenden Lichte* etc. ist die Sonnenaufgangsmetapher, keine Hinausweisung "ins Transzendente" (S.250); die Textfunktionen sind eher evaluativ als "informativ" und eher appellativ als "selbstverpflichtend" (S.251)). Es werden unterschiedliche Textsorten vorgeführt (Erklärung, Losung, vier Aufrufe zur Teilnahme an der "Kampfdemonstration" von 1985 bis 1988), die in ihrer Gleichförmigkeit die Ritualisierung sehr eindrucksvoll demonstrieren. Die unterschiedlichen Textsorten erlauben sonst aber keinen diachronen Vergleich.

Wilma Kauke beschreibt sprachliche Formen des Rituals der Jugendweihe, welche nach 1989 weiter gepflegt wurde, wenn auch ohne ideologischen Bezug auf Staat und Sozialismus. Der Einmarsch mit Nationalhymne und das in der DDR-Zeit übliche Gelöbnis der Jugendlichen entfallen. Kauke gibt Textbeispiele für eine Festrede von 1981, eine Dankesrede von 1988 und für das formelhafte Gelöbnis, aber keines für eine Festrede nach 1990. Dafür bringt sie lange Textauszüge aus Interviews zur Jugendweihe, aus denen die Inhaltslosigkeit der Reden

und die Relevanz der Geschenke, der Kleidung und überhaupt des rituell geregelten Ablaufs herauskommen.

Im dritten Teil des Buches, den Kommentaren, werden mündliche Statements wieder gegeben, die bei der ersten Präsentation einiger Aufsätze bei der Tagung "Kommunikation im gesellschaftlichen Umbruch" in Bielefeld abgegeben wurden. Uta Quasthoff weist auf den zusätzlich komplizierenden Umstand hin, dass Ostdeutsche, wenn sie von ihren Erfahrungen in der DDR und in der Wendezeit erzählen, ständig ihre "Damals-Perspektive mit ihrer Heute-Perspektive abgleichen müssen" (S.308). Und sie sprach die nicht unbegründete Warnung aus, "dass wir in besonderer Versuchung sind, das in den Materialien wieder zu finden, was unserer Meinung nach in ihnen stecken müsste" (S.310).

John Gumperz ging die Vorträge mit der Frage durch, welche Objekte und Erkenntnisziele jeweils im Mittelpunkt standen, und ordnete diese den verschiedenen Entwicklungslinien der Soziolinguistik zu. In einem Vergleich mit seinen eigenen Arbeiten wies er auf die Notwendigkeit hin, die sozial-situative Einbettung als grundlegend für soziolinguistische Analysen anzuerkennen; außerdem fragte er, warum wir die "Ost/West-Situation [...] so radikal dichotomisieren" und ob nicht "ein ostdeutscher Sprach- und Kommunikationsstil [...] effektiv stigmatisiert wird" (S.311).

Walther Dieckmann betrachtete die Vorträge unter dem Aspekt des Sprachwandels und meinte, dass die spezifische Situation nach 1989 eigentlich untypisch für generelle Sprachwandelprozesse sei, da "eine mögliche Zielsprache in Gestalt der westdeutschen sprachlichen und kommunikativen Muster schon ausgebildet vorliegt" (S.315). Auch er thematisierte die verdeckten Sichtweisen, denen sich auch Wissenschaftler nicht so ohne Weiteres entziehen könnten. Wie Gumperz wies er auf die Gefahr hin, den Ost-West-Gegensatz zu vergrößern, Gemeinsamkeiten dagegen zu verkleinern. Binnendifferenzierungen, die es sowohl im Osten wie im Westen gibt, seien genauso groß wie der Ost-West-Gegensatz.

Carl Graumann formulierte als Psychologe einige der schon von seinen Kollegen genannten Punkte unter den Begriffen der Perspektive und der sozialen Kategorisierung. Das Problem des perspektivischen Sprechens sei es, dass man sich seiner Perspektivität nur schwer bewusst werden könne, und das gelte auch für manche Wissenschaftler. Das Problem der sozialen Kategorisierung sei es, dass die Überbewertung einer sozialen Kategorie immer auch die Tendenz der Diskriminierung enthalte.

Sehr eindrucksvoll fand ich Thomas Luckmanns Schlussstatement. Er wies vor allem auf die vielen Dinge hin, die wir *nicht* wissen, etwa den Zusammenhang zwischen kollektiven und individuellen Umbrüchen und wie sie sich symbolisch ausdrücken. Er zweifelte daran, ob Kategorien wie 'Ossi/Wessi', 'Umbruch', 'Wende' etc. genügend geklärt seien. Er meinte, dass wir über die sprachlich-soziale Wirklichkeit sehr wenig wüssten und dass die in den Aufsätzen behandelten Texte nur kleine Pünktchen in der ganzen Ökonomie der kommunikativen Begegnungen seien. Es gebe zu wenige Untersuchungen öffentlicher Texte, besonders moralischer Diskurse in den Medien und im privaten Leben. Methodologisch forderte er für die erste Ebene von Textanalysen Gruppensitzungen mit möglichst unterschiedlichen Teilnehmern nach Geschlecht, Alter und Kenntnis sozialer Milieus.

Die Thematisierung der West-Ost-Differenz erinnert tatsächlich in manchem an die Diskussionen über den Geschlechtergegensatz in den 80er Jahren und die Frage, ob nicht innerhalb der Geschlechter individuelle und soziale Differenzen wichtiger seien als der Geschlechtsunterschied. Insgesamt zeigen die gesprächsanalytischen Aufsätze einen methodischen Konsens, nämlich den Versuch, aus Gesprächsmaterialien Unterschiede auf (fast) allen sprachlichen und kommunikativen Ebenen zu beschreiben. Phonetische (dialektale) Unterschiede wurden nicht thematisiert (für Berlin z.B. Bredel/Dittmar 1999:50ff.), aber sonst betreffen die Unterschiede die Morphologie (Movierung), die Morphosyntax (Pronomen, Substantivierung, Funktionsverbgefüge etc.), natürlich die Lexik (deiktische Ausdrücke, Modalpartikel) und Wortsemantik (Wertungen), am häufigsten aber verschiedene Verfahren der Kommunikationspraxis (Selbstdarstellung, Selbst- und Fremdeinschätzung, Grade der Direktheit, Thematisierung oder Tabuisierung bestimmter Bereiche, Interpretation der Situation, Gesprächsorganisation). Die in der Forschung sonst so betonte Differenz im Bereich der Wortsemantik spielte in den analysierten Texten keine große Rolle (abgesehen von dem Gorki-Zitat im Beitrag von Paul). Die beobachteten Verhaltensunterschiede schreien geradezu danach, in eine Korrelation mit der soziologischen Makrostruktur gesetzt zu werden, und die Autoren verweisen auch immer wieder auf unterschiedliche Sozialisationsbedingungen und den Anpassungszwang an staatlich-ideologische Vorgaben; nur Hausendorf thematisiert damit verbundene Theorie- und Methodenprobleme (S.91ff.; er favorisiert eine Verbindung derart, dass der/die Mikroanalytiker/in die postulierten globalen Kategorien in ihrer lokalen Erscheinung im Gespräch aufweisen müsse).

Der große Gewinn des Sammelbandes besteht darin, dass in allen Aufsätzen gezeigt wird, wie sehr sich Ost- und Westdeutsche immer noch beim Miteinander-Sprechen unterscheiden, angefangen bei makrostrukturellen Durchführungen (Problemlösung: Antos et al.; narrative Muster: Bredel) bis zu kleinräumigeren Verhaltensunterschieden: wie man sich selbst darstellt (Birkner/Kern; Auer), dass und wie man mit Stereotypen umgeht (Birkner/Kern; Hausendorf; Dittmar), wie man Provokationen bewirkt, wenn man als Vertreter der überlegenen Kultur auftritt (Paul). Bei Birkner/Kern (in Bezug auf das 'Spaßmachen' der eigenen Arbeit), bei Auer (Vermeidung von Stilformen der offiziellen Rede) und bei Dittmar (Modalpartikel *halt*) werden aber auch Anpassungen festgestellt, und es ist zu erwarten, dass in der jüngeren Generation diese beschriebenen Unterschiede immer mehr abnehmen, andere vielleicht hinzukommen. Dazu wären weitere Untersuchungen sehr wünschenswert.

Die meisten Transkripte wurden nach dem Gesprächsanalytischen Transkriptionssystem (GAT) durchgeführt, freilich mit jeweils spezifischen Abweichungen (das Zeichen für mittel steigende Intonation = , war in der Liste der Transkriptionszeichen hochgestellt wie ein Apostroph und führte dadurch zur Verwirrung). Aber es ist begrüßenswert, dass nun zunehmend einheitlich transkribiert wird.

Literatur

- Auer, Peter / Birkner, Karin / Kern, Friederike (1997): Wörter - Formeln - Argumente. Was in Bewerbungsgesprächen 'Spaß' macht. In: Fix, Ulla / Barz, Irmhild (Hg.), Deutsch-deutsche Kommunikationserfahrungen im arbeitsweltlichen Alltag. Heidelberg: Carl Winter, 213-232.
- Bredel, Ursula (1999): Erzählen im Umbruch. Studie zur narrativen Verarbeitung der "Wende" 1989. Tübingen: Stauffenburg.
- Czyzewski, Marek u. a. (Hg.) (1995): Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dittmar, Norbert; Bredel, Ursula (1999): Die Sprachmauer. Die Verarbeitung der Wende und ihre Folgen in Gesprächen mit Ost- und WestberlinerInnen. Berlin: Weidler.
- Hausendorf, Heiko (2000): Zugehörigkeit durch Sprache. Tübingen: Niemeyer.
- Ylönen, Sabine (1992): Probleme deutsch-deutscher Kommunikation. In: Sprach-Report 2-3/92, 17-20.

Prof. Johannes Schwitalla
Universität Würzburg
Institut für deutsche Philologie
Am Hubland
97074 Würzburg
schwitalla@germanistik.uni-wuerzburg.de

Veröffentlicht am 23.2.2001

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.